
Sieben Körbe gegen die Angst – Zum Erntedankfest 2026

Liebe Zuhörer,

egal, ob ihr mit dem **christlichen Glauben** etwas anfangen könnt oder nicht, es ist in jedem Fall immer ein Wagnis und möglicherweise ein Gewinn, sich **alten spirituellen Traditionen** zuzuwenden und aus deren oftmals reichhaltigem Fundus etwas herauszuarbeiten, das aktuell ist, womöglich einen selber betrifft, oder doch zumindest zum Nachdenken anregt und berührt.

So könnte es sich auch mit der folgenden Geschichte verhalten. Sie ist bekannt unter der Überschrift „Die Speisung der Viertausend“ und steht im Neuen Testament der Bibel bei dem Evangelisten Markus im achten Kapitel. Und weil ich nicht davon ausgehen kann, dass sie jeder und jedem geläufig ist, trage ich die neun Sätze hier einmal kurz vor:

1 Zu der Zeit, als wieder eine große Menge da war und sie nichts zu essen hatten, rief Jesus die Jünger zu sich und sprach zu ihnen: **2** Mich jammert das Volk, denn sie harren nun schon drei Tage bei mir aus und haben nichts zu essen. **3** Und wenn ich sie hungrig heimgehen ließe, würden sie auf dem Wege verschmachten; denn einige sind von ferne gekommen. **4** Seine Jünger antworteten ihm: Woher nehmen wir Brot hier in der Einöde, dass wir sie sättigen? **5** Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. **6** Und er gebot dem Volk, sich auf die Erde zu lagern. Und er nahm die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, dass sie sie austeilten, und sie teilten sie unter das Volk aus. **7** Sie hatten auch einige Fische; und er sprach den Segen darüber und ließ auch diese austeilen. **8** Und sie aßen und wurden satt. Und sie sammelten die übrigen Brocken auf, sieben Körbe voll. **9** Es waren aber etwa viertausend; und er ließ sie gehen.

NT Markus 8, 1-9 (LUT 2017)

Die Geschichte

Viertausend Menschen. Sie haben Hunger. Sieben Brote. Ein paar Fische. Jesus dankt. Alle essen. Alle werden satt. Sieben Körbe bleiben übrig.

Und heute ist Erntedankfest. Das passt. Zumal dieses Fest durchaus nicht vom Christentum alleine in Anspruch genommen werden kann. Schon für die frühe Bronzezeit sind Riten zum Erbitten der Fruchtbarkeit im Frühjahr und entsprechende Würdigungen für den Erhalt derselben im Herbst belegt.

Es fügt sich somit das eine zum anderen und unser symbolisches Darbieten und tatsächliches Genießen von Brot, Äpfeln, Kürbissen, Weintrauben und allerlei leckeren Dingen erreicht an diesem Tage seinen jahreszeitlichen Höhepunkt.

Also alles prima, uns geht's ja Gott sei Dank noch gold!

Als Ergebnis einer wohlwollenden Einkehr danken wir für all die Gaben, führen uns vor Augen, dass genug da ist. Und der **Zimmermann aus Nazareth** weißt zusätzlich noch darauf hin, dass es für alle reicht, wenn wir nur gerecht teilen.

Grundsätzlich sind all diese Feststellungen nicht falsch, aber es würde diese kleine Bibel-Geschichte jeglicher Schönheit und Tiefe berauben und sie fast bis zur Unkenntlichkeit vereinfachen, es dabei zu belassen. Es wäre dann ein wenig so wie bei dem musikalisch durchaus erhebenden Gottesdienst, an dem ich an diesem Morgen teilhatte.

Denn nur oberflächlich betrachtet erzählt Markus hier eine gefällige Geschichte über einen gelungenen **Gemeinschaftsimbiss** im Wirkungskreis eines aramäischen Wanderpredigers und seiner Gefolgschaft.

Das in recht knappen Worten, ursprünglich im ersten nachchristlichen Jahrhundert in einfach verständlichem Griechisch geschilderte Geschehen ist aber viel mehr als nur eine **nette Story zum**

Sonntag. Es ist Drama, Hinweis, Mythos und Raum zugleich. Und wenn man sich die Mühe macht, hinter die bunten Kulissen zu schauen, lässt sich aus dieser Geschichte viel mehr herausholen, als einem das ein mäßig begabter Gemeindepfarrer weismachen will.

Die Drei

Die Erzählung berichtet uns von einer Menge Leuten, die sich **seit drei Tagen in einer völlig menschenleeren Gegend** aufhalten – und drei Tage sind in der Bibel niemals einfach nur drei Tage.

Drei Tage ist Abraham unterwegs zu dem Berg, auf dem er Isaak opfern soll. Drei Tage ist die Zeit, in der Jona im Bauch des Fisches verschwindet. Drei Tage bleibt Jesus im Reich des Todes.

Der dritte Tag stellt in der biblischen Welt immer eine merkwürdige Grenze dar: Kurz genug, um die Ernsthaftigkeit eines Ereignisses zu illustrieren, lang genug andererseits, dass eine einfache Rückkehr nicht mehr realistisch ist. Die bisherigen Möglichkeiten sind restlos erschöpft, die Akteure aber noch gesund genug, um möglicherweise über das Bisherige hinausgehen zu können.

Der dritte Tag ist genau der Tag, an dem einem bewusst wird, dass ein „Weiter so!“ **nur noch eine hohle Phrase** darstellt, ohne heroische Sexyness, mit aufgezehrter Glaubwürdigkeit und versiegender Aktivierungspotential.

Der Blick auf die Lage

Und genau dort beginnt diese Geschichte. Nicht an einem reich gedeckten Tisch, sondern dort, wo nichts mehr geht.

Jesus sagt im zweiten Vers: „**Mich jammert das Volk.**“

Das griechische Wort, das Markus hier verwendet, ist jedoch viel stärker: „σπλαγχνίζομαι“, *Splagchnizomai* (gesprochen: *Splachnisommé*).

Es kommt von „σπλάχνα“, *splanchna*: die Eingeweide. Das Innerste – Herz, Leber, Bauch.

Jesus sagt also nicht bloß „Ich finde das alles irgendwie bedauerlich“, sondern „Das geht mir durch Mark und Bein!“

Der Hunger dieser Menschen beschäftigt Jesus nicht nur am Rande, etwas in ihm zieht sich zusammen.

Das ist vielleicht die erste erstaunliche Aussage dieser Geschichte: **Gott schaut den Hunger der Welt nicht aus sicherer Entfernung an.** Der Hunger gelangt in Gott hinein.

Und eben auf diese emotionale Lagefeststellung ihres Gurus entgegenen die Jünger ihm mit einer sehr Vernunft geleiteten Frage, die zugleich auch Ratlosigkeit in sich trägt: „Woher könnte jemand in dieser abseitigen Wüstengegend Brot bekommen, um die anwesende Menschengruppe zu sättigen?“

Eine ausgezeichnete Frage. Vielleicht sogar die einzig realistische. Vier Tausend Menschen, eine Wüste und keine Bäckerei, kein Supermarkt, keine logistisch ausgefeilte Lieferkette.

Die Jünger nehmen nüchtern einen unbestreitbaren Sachstand zur Kenntnis und kommen im Ergebnis einer einfachen Rechnung zu einem naheliegenden Schluss. Und Jesus widerspricht ihrer Rechnung nicht einmal. Er tadelt sie nicht mit einem „Ihr habt zu wenig Glauben“, auch versucht er nicht, ihnen die missliche Lage schönzureden, indem er einfach zu positivem Denken auffordert. Und schon gar nicht vertagt er leichtfertig das Problem, indem er ihnen weismacht, das Universum würde sie schon versorgen. (Dass das in der Tat trotzdem so ist, ist Teil einer anderen Geschichte, aber darum soll es jetzt und hier nicht gehen!)

Er stellt nur eine andere Frage: „**Wie viele Brote habt ihr?**“ Antwort: „Sieben.“ Das ist der Wendepunkt. Denn der Blick der Jünger richtete sich bisher ausschließlich auf das, was offenkundig fehlt.

Der Blick Jesu hingegen verschiebt ihren Fokus darauf, was **da** ist.

Das klingt zunächst einmal recht banal – ist es aber nicht, denn vielleicht entscheidet sich genau an dieser Stelle, in welcher Welt wir leben.

Es gibt zwei Arten, dieselbe Wirklichkeit zu betrachten; man kann sieben Brote ansehen und sagen: „**Das reicht niemals!**“ Und man kann sieben Brote ansehen und sagen: „**Das ist da.**“

Beide Aussagen sind wahr und trotzdem führen sie in völlig verschiedene Welten: Die erste erzeugt Angst, die zweite erzeugt Möglichkeit.

Vielleicht ist das eine der tiefsten geistlichen Übungen überhaupt: Nicht zu leugnen, was fehlt, aber das Vorhandene wieder sehen zu lernen. Denn Angst besitzt eine eigentümliche Optik, sie macht das Fehlende riesengroß und das Vorhandene bisweilen fast unsichtbar.

Das Danken

Und nun tut Jesus etwas **Merkwürdiges**.

Er nimmt diese sieben Brote und bevor irgendetwas mehr geworden ist, **dankt er**.

Das muss man sich einmal klarmachen: Es liegen noch immer nur sieben Brote da. Und immer noch sitzen viertausend Menschen mitten in einer wüstenartigen Gegend auf dem Boden herum. Niemand ist satt und kein Wunder ist geschehen.

Und Jesus steht da und dankt. Er dankt **vor der Fülle**.

Vielleicht liegt darin das Geheimnis von Erntedank: Dankbarkeit nicht als eine Reaktion auf Überfluss zu verstehen, sondern als eine bestimmte Art und Weise, die Welt anzusehen.

Wir haben uns angewöhnt zu denken: Wenn genug da ist, kann ich dankbar sein. Wenn mein Leben gelingt, kann ich dankbar sein. Bin ich gesund, hält die Beziehung, ist die politische Welt einigermaßen stabil, stimmt der Kontostand, bleibt die Zukunft hinreichend berechenbar? Fein, dann kann ich dankbar sein!

Jesus kehrt diese Reihenfolge um, er dankt, während der Mangel noch sichtbar auf dem Boden liegt. Und vielleicht verändert genau das etwas, denn das Brot, für das gedankt worden ist, ist nicht mehr dasselbe Brot.

Chemisch natürlich schon, aber eben nicht geistlich. Es hat seine Bedeutung verändert, es ist nicht mehr **mein Besitz**, es ist nun eine **Gabe**. Und eben die will **weitergegeben** werden.

Darum folgt unmittelbar nach dem Danken das Brechen.

Jesus nimmt das Brot, er dankt, er bricht es und gibt es. Nehmen. Danken. Brechen. Geben.

Wer „christliche Ohren“ hat, hört längst etwas anderes mit: Abendmahl, Eucharistie. Und *εὐχαριστία*, *eucharistía* bedeutet nichts anderes als: **Danksagung**.

Markus erzählt hier also nicht nur von profaner Nahrung, er teilt das Geheimnis jener Bewegung, in der Leben überhaupt fruchtbar wird: Es wird empfangen, dann wird gedankt, gebrochen und gegeben.

Vergänglichkeit

Und vielleicht gibt es keine Fülle ohne dieses **Brechen**, denn das ist der gern übersehene Teil der Geschichte.

Wir würden das Brot gern vermehren, ohne es zu brechen, wir würden gerne wachsen, ohne etwas herzugeben, wir hätten gerne Gemeinschaft, ohne verwundbar zu werden.

Liebe ohne Risiko. Glauben ohne Zweifel. Verwandlung ohne Verlust. Auferstehung ohne Karfreitag, oder allgemeiner: Erweckung ohne dunkles Seelental.

Aber das Brot wird erst im Brechen mehr. Das ist ein uraltes Motiv: Korn muss zermahlen werden, damit Brot entstehen kann, die Traube muss gepresst werden, damit Wein entsteht. Das Samenkorn muss in die dunkle Erde fallen, damit es wachsen kann. – Leben entsteht seltsamerweise nicht dadurch, dass etwas unversehrt bewahrt wird, es entsteht oft erst dadurch, dass etwas sich **hingibt**.

Vielleicht ist deshalb das Brot eines der **stärksten religiösen Symbole** überhaupt, es trägt das Geheimnis des Todes schon in sich. Ein Brot ist ein Feld, das gestorben ist und verwandelt wurde: Halme wurden abgeschnitten, Körner gemahlen, Teig geknetet, das Holz im Feuer zum Backen verbrannt. Und aus all diesen Verwandlungen entsteht etwas, das Leben **enthält** und **erhält**.

Wenn wir heute Brot auf den Erntedankaltar in der Kirche oder an den Fuß einer 300jährigen Eiche legen, bringen wir deshalb nicht einfach ein Lebensmittel dar, wir legen einen ganzen Kreislauf von Sterben und Werden dorthin. Erde. Regen. Sonne. Saat. Tod. Ernte. Mühle. Feuer. Hände. Zeit.

Das Brot ist verdichtete Welt. Und vielleicht ist es genau deshalb das Symbol, das Jesus wählt. Nicht Gold oder Edelsteine, nicht etwas Hartes, Unvergängliches, sondern etwas, das gegessen werden muss, alt wird und im Zweifel verschimmelt. Gott begegnet uns im Vergänglichen.

Grenzen

Aber Markus erzählt noch etwas: Diese Speisung findet nicht irgendwo statt.

Unmittelbar zuvor war Jesus im Gebiet von Tyrus und Sidon gewesen, danach war er in der Gegend der sogenannten Dekapolis, zehn Städten östlich und südlich des Sees Genezareth.

Wir befinden uns also an den Rändern des Reiches, in einem Gebiet, in dem Juden und Nichtjuden aufeinandertreffen.

Markus berichtet zwei Kapitel vorher von einer anderen Speisung: fünftausend Menschen, fünf Brote, zwölf Körbe bleiben übrig. Und nun: viertausend Menschen, sieben Brote, sieben Körbe.

Zwölf. Sieben.

Man kann als moderner Mensch gegenüber Zahlensymboliken kritisch eingestellt sein, ein Mensch der Antike jedoch hört solche Zahlen anders als wir: Zwölf erinnert an Israel: Die zwölf Stämme. Sieben ist die Zahl der Vollständigkeit: Sieben Tage dauerte die Schöpfung der Welt.

Und nun geschieht die Speisung draußen, jenseits vertrauter Grenzen.

Vielleicht erzählt Markus deshalb etwas, das weit über ein Brotwunder hinausgeht: **Die Fülle Gottes endet nicht an der Grenze dessen, was wir für zugehörig halten.** Der Tisch wird größer.

Das ist für mich einer der stärksten Erntedankgedanken, denn Erntedank kann sehr schnell zu einem Fest über erlangten Besitz werden: Mein Brot, unsere Ernte, mein Wohlstand, unser Land, meine Sicherheit, unsere Kultur, mein Tisch, unser Essen.

Der Text des Markus-Evangeliums stellt mitten auf diesen Tisch einen Gott, der fragt: „**Und wer sitzt draußen?** Wer gilt bei euch als fremd? Wer gehört vermeintlich nicht dazu? Wer steht außerhalb der Grenze, innerhalb derer ihr mit Gottes Fülle rechnet?“

Jesus speist die Menschen nicht, nachdem er ihre Herkunft geprüft hat. Er fragt nicht nach ihrer Religionszugehörigkeit, nicht nach ihrem Moralverständnis. Ihn interessiert nicht, welche Leistungen sie erbracht haben, oder wie sie zukünftig zu leben gedenken. Er sieht ihren Hunger und genau das genügt ihm.

Ein unsichtbares Wunder

Und dann geschieht das Wunder: Markus beschreibt es auffällig unspektakulär. Kein Blitz und Donner, keine Lichterscheinung, kein Brotregen vom Himmel. Im Text heißt es einfach: „Sie aßen und wurden satt.“ Fast enttäuschend. Wo liegt da die Magie?

Vielleicht genau darin, denn niemand sieht den Augenblick der Vermehrung. Das Wunder besitzt keinen beobachtbaren Mittelpunkt, es geschieht **im Weitergeben**. Jesus gibt den Jüngern, die Jünger geben den Menschen. Und irgendwo zwischen empfangender und gebender Hand wird aus zu wenig genug.

Vielleicht ist das die merkwürdigste Art von Wunder: Ein Wunder ohne sichtbaren Moment.

Man kann hinterher nur verwundert feststellen: „Hmm, es hat gereicht...“

Die Angst

Und am Ende sammeln sie die Reste. Sieben Körbe voll. Die Geschichte beginnt mit sieben Broten und sie endet mit sieben Körben. Das ist freilich keine mathematische Aussage, es ist vielmehr eine theologische Pointe: Was aus der Hand gegeben wird, ist am Ende nicht verschwunden, es kehrt verwandelt zurück.

Nicht sieben einzelne Brote, sondern sieben volle Körbe! Das ist geradezu das Gegenbild zur Angst. Die Angst sagt: „Wenn ich gebe, habe ich weniger.“ Und das Evangelium sagt hier nicht naiv: „Wenn du zehn Euro spendest, bekommst du hundert zurück.“ Das wäre religiöser Turbo-Kapitalismus. Es sagt etwas viel Tieferes: **„Eine Welt, in der niemand etwas hergibt, wird arm, selbst wenn ihre Speicher voll sind.“**

Und eine Welt, in der Menschen empfangen, danken, brechen und geben können, besitzt eine Fülle, die man nicht in Vorratshallen messen kann. Vielleicht ist das die eigentliche Aufforderung zur Bewegung, zur Entwicklung, in dieser Geschichte: Es geht nicht um einfach um ein Maßnahmenpaket gegen den Hunger dieser Welt. Der angesprochene, innere Kompass ergreift förmlich ein viel umfassenderes Ganzes: Die Überwindung von Angst und das Zulassen von Vertrauen.

Angst zählt Brote, Vertrauen bricht und verteilt sie.

Angst fragt: „Was bleibt für mich?“, Liebe hingegen fragt: „Wer hat Hunger?“

Angst baut Speicher, Dankbarkeit öffnet Hände.

Das bedeutet nicht, dass Vorsorge falsch wäre. Josef lässt in Ägypten in weiser Voraussicht Kornspeicher bauen. Klugheit ist auch schon zur damaligen Zeit der in der Bibel geschilderten Geschichten gefordert.

Aber ein Speicher kann zwei völlig verschiedene Dinge sein. Er kann Ausdruck von Verantwortung sein, oder eben Ausdruck von Angst. Manchmal sehen beide von außen exakt gleich aus, den Unterschied kennt nur das Herz.

Der Abschied

Vielleicht endet diese Geschichte auch deshalb nicht mit einem theologischen Vortrag Jesu vor den anwesenden Viertausend. Im Gegenteil: Er schickt die Menschen einfach nach Hause.

Und sie gehen, mit Brot im Leib. Vielleicht wussten viele von ihnen gar nicht, was geschehen war. Vielleicht erzählten sie später: „Da war dieser Rabbi, wir waren drei Tage bei ihm, dann hatten wir nichts mehr. Und irgendwie haben wir gegessen.“

Mehr wussten sie nicht. Vielleicht müssen Wunder gar nicht immer ausdrücklich sichtbar sein und verstanden werden, möglicherweise reicht es manchmal, einfach von ihnen gelebt zu haben.

Dieses Erntedankfest bedeutet dann eben nicht: „Danke, dass wir genug haben.“

Das wäre zu klein. Die Hinwendung an diesem Tage mag mehr hervorbringen:

- Danke, dass wir **empfangen können**.
- Danke, dass wir **sehen können, was da ist**.
- Danke, dass wir **geben können, ohne daran zugrunde zu gehen**.
- Danke, dass aus sieben Broten manchmal sieben Körbe werden.
- Und danke, dass mitten in der Wüste ein Tisch entstehen kann.

Das ist der entscheidende Höffnungsschimmer in dieser Geschichte: Markus sagt nicht, dass Jesus die Wüste verschwinden lässt, er verwandelt sie nicht in einen Garten, er beseitigt nicht die Trockenheit und baut keine guldene Stadt. Die Wüste bleibt schlichtweg Wüste.

Aber mitten in dieser Wüste sitzen Menschen auf dem Boden und essen miteinander, ein klassisches, biblisches Wunder. Nicht, dass es keine Wüste mehr gibt, sondern dass **in der Wüste ein Mahl möglich wird**. Nicht, dass der Tod verschwindet, sondern dass am dritten Tag Leben erscheint. Nicht, dass wir niemals Mangel erfahren, sondern dass Mangel nicht das letzte Wort behält.

Und darum stehen am Ende sieben Körbe da, wie sieben stille Zeugen.

Gegen unsere Angst, gegen unsere Vorstellung, dass immer zu wenig da sei und gegen den Reflex, festzuhalten.

Sie stehen dort wie eine Frage: **Was, wenn die Wirklichkeit viel großzügiger ist, als unsere Angst uns das stetig glauben macht?**

Vielleicht ist Glauben manchmal nichts anderes als der Mut, diese Frage nicht vorschnell zu beantworten, sondern das Brot zu nehmen, zu danken, es zu brechen und es dem Nächsten zu reichen.

Danke für Eure Aufmerksamkeit.